

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 37

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oberst Beckers prinzipiell verwirklicht werden, wie seine Wünsche eine Erfüllung erfahren, und in einem Ausmaß, das er sich wohl nie träumen ließ.

Der Bündner Schutzpatron San Luzi ist zu einem Beschützer des ganzen Landes, der ganzen Schweiz geworden.

Daß die Luzisteig, und mit ihr das gesamte Festungsgebiet Sargans als würdiger Dritter in die Dreieckigkeit der großen «Schutzheiligen» der Heimat tritt, hängt in er-

ster und letzter Linie von unserer Entschlossenheit ab, uns unter allen Umständen bis zuletzt zu wehren.

Es mahnt uns der Spruch, der in der Wappentafel der Drei Bünde im Nordtor der alten Luzisteigfestung eingemeißelt ist, an die alte, ewige Wahrheit:

AB ALTO FIRMA

(Von den Höhen kommt uns die Kraft!)

Mels, im Mai/Juni 1940.

Edgar Piguet.

Schwester Anni

Von Urs Butz.

und die Lustige Witwe

Es ist eine traurige, aber wahre Geschichte, und wenn Schwester Anni mir nicht erlaubt hätte, sie zu schreiben, würde ich es niemals wagen, diese Zeilen in den Druck zu geben. Aber sie sagte: «mynetwäge» und damit hatte ich ihr «Gut zum Druck».

Es mag ein Jahr oder etwas mehr her sein, als Schwester Anni in Luzern in einer Stellung war. Sie pflegte — was pflegte sie auch schon? — na, Kinder, denn Schwester Anni ist eine treffliche, aufopfernde Kinderpflegerin, die mütterliche Liebe mit gutem Humor zu vereinigen weiß. Ich kann das ehrlich bezeugen, denn Schwester Anni war bei uns ein paar Wochen und meine Frau kann sie nur empfehlen. Auch meine Kinder könnten dies, wenn sie schon schreiben könnten! Doch zurück zur Lustigen Witwe! Das war also in Luzern, wo Schwester Anni gelegentlich mit Krankenschwestern der M.S.A. zusammentraf. Nun, da plaudert man von dem und jenem, von kranken Soldaten und gesunden Kindern, und einmal erfuhr sie durch eine solche M.S.A.-Schwester, daß Schwestern zum halben Preis ins Theater können.

Zum halben Preis ins Stadttheater! Man muß sich das rich-

tig vorstellen. Schwester Anni stammt aus einem nicht allzu großen Dorf. Theater — das bedeutet für sie ungleich viel mehr als für den Stadtbewohner, der jeden Abend die Gelegenheit hätte, eine solche Bildungsstätte aufzusuchen und es doch nicht tut. Oder nur selten. (Was man nicht versteht!) Zudem sah sie sofort, daß es ihr bei der dortigen Stellung in Luzern ohne weiteres möglich war, gelegentlich abends freizumachen und das Theater zu besuchen. Und nun erst noch zum halben Preis. Fabelhaft! Schwestern bezahlen halbe Preise! Endlich macht sich die strenge Pflegerinnenschule bezahlt! Endlich hat man etwas für die Mühen und Enttäuschungen und endlosen Nachwachen! Endlich gibt's auch etwas fürs Herz!

Schwester Anni strömt also ins Theater. Zwei-, dreimal oder mehr — jeweils den halben Preis bezahlend, jeweils ohne irgendeine Beanstandung.

Und nun kam die Lustige Witwe. Schon lange hatte Schwester Anni von dieser ausgezeichneten Operette gehört und seit Jahren spürte sie den Gluscht, diese Lustige Witwe einmal persönlich kennenzulernen. Die Gelegenheit war da. Schwester Anni strömte kurz vor Beginn der Vorstellung zum Stadttheater Luzern.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(52. Fortsetzung)

Die Schwester war eben damit beschäftigt, ein kleines rosa-rotes Etwas, das jämmerlich schrie, in die ersten irdischen Hüllen zu packen.

«Schon wieder ein kleiner Vaterlandsverteidiger, nicht wahr, Herr Gerber?»

«Er wird noch manche Suppe essen müssen, bis es soweit ist.»

«Wie viele Kinder haben Sie...?»

«Jetzt fünf.»

«Fünf Kinder bedeuten eine Aufgabe heute. Aber ich freue mich jedesmal, wenn ich Leute antreffe, die noch so viel Zukunftsglauben aufbringen, eine Familie zu erhalten.»

«Es fehlt nicht nur dort, daß das Kinderhaben eine verachtenswürdige Dummheit ist, sondern der Wunsch, es bequem zu haben im Leben, geht weit über jede moralische Verpflichtung hinaus», gab Ruedi der Aerztin zur Antwort, die sich über Lysel beugte, welche noch mit geschlossenen Augen dalag.

Ruedi trat auf den Zehenspitzen an das weißverdeckte Bett, aus dem nichts als Lysels Gesicht hervorsah. Lange sah er dieses liebe Gesicht an, in dem das Leid schon seine Spuren hinterlassen hatte. Langsam schlug Lysel die Augen auf, um sie gleich wieder mit einem glücklichen Lächeln zu schließen, als sie den Kleinen schreien hörte. Wieder öffneten sich die Lider und den Blick fragend auf Ruedi gerichtet, sprach sie leise: «Was ist's...?»

«Ein Bub, Lysel.»

Wieder flog ein Lächeln über ihr Gesicht, dann schlief sie weiter.

«Gehen Sie jetzt nach Hause, Herr Gerber, auch Sie haben die Ruhe nötig. Ihre Frau ist hier in guter Hut und Pflege. Sie brauchen sich nicht um sie zu ängstigen.»

Ruedi sah auf Lysel, die still und ruhig weiterschlieft. Dann trat er noch an das Bettchen des Kleinen, der schon ein Fäustchen in den Mund steckte und ganz vernehmlich daran lutschte.

Dankend drückte er der Aerztin die Hand und eilte hinaus. Langsam schritt er in Gedanken versunken durch die Straßen der Stadt. Wenn nur Lysel am Leben blieb, dann war ja alles gut. Und wenn sie wieder gesund geworden, dann wollte er ein Häuslein erwerben irgendwo draußen im Grünen, in der Nähe der Stadt. Einen Garten mußte es haben, wo sich die Kleinen nach Herzenslust tummeln konnten. Da draußen in Luft und Sonne würde Lysel sich wieder erholen und froh werden.

Leise schloß er die Türe auf, um sich ins Schlafzimmer zu begeben. Er wollte noch eine Stunde ruhen, ehe er sich ins Geschäft begab. Aber schon ging die Türe zu Trudys Zimmer auf und das Mädchen stand, die Haare lose aufgesteckt, im Morgenrock vor ihm. Ruedi sah es ihren Augen an, daß sie geweint hatte.

«Was fehlt Ihnen, Trudy...?»

«Ach... ich hatte eine solche Angst um Ihre Frau», gab das Mädchen zurück und von neuem begannen ihre Tränen zu fließen. «Wie ist's gegangen...?»

«Nicht zum besten. Lysel hatte nicht mehr die Kraft, das Kind zur Welt zu bringen. Ein Eingriff wurde notwendig.»

«Kaiserschnitt...?»

«Ja.»

«Arme Frau! Und das Kleine...?»

«Ein Knabe, gesund und munter.»

«Gott sei Dank! Hoffentlich kommt trotzdem alles recht. Nun aber will ich Ihnen schnell einen Kaffee machen, sie Aermster», sprach Trudy, eilte lächelnd zur Küche und wischte die Tränen ab.

Als es so wohligh nach frischem Kaffee roch, setzte sich Ruedi an den Küchentisch. Er merkte erst jetzt, daß er einen respektablen Hunger hatte.

«So nun essen Sie. Es war eine schwere Nacht. Sie werden wohl Hunger haben!» Darauf verschwand Trudy und Ruedi aß mit gutem Appetit. Welch guter Hausgeist dieses Mädchen doch war. Flink und ohne Lärm verrichtete es seine Arbeit und nahm sich der Kleinen mit Geduld und Liebe an. Ein Glück für seine Familie.

Das Fräulein an der Kasse — sie kannte es von ihren früheren Besuchen her — hielt das Billett auffallend lange in der Hand.

«Schwester, wo haben Sie Ihre Armbinde?», fragte sie.

Schwester Anni durchfuhr es kalt. Eine Armbinde? Die hatte sie doch noch nie notwendig gehabt. Sie war doch Privatpflegerin und nicht militärische Schwester in einer M.S.A. Urpötzlich erkannte sie, daß sie früher zu unrecht zum halben Preis die Vorstellungen des Stadttheaters besucht hatte. In guten Treuen und Glauben hatte sie jeweilen die Eintrittskarten zum halben Preis verlangt — ein schwarzer Vorhang stieg vor ihrem privaten Theaterhimmel hoch, der schwarze Vorhang des schlechten Gewissens.

Vollkommen erschreckt und sich doch bewußt, daß sie keinesfalls die Lustige Witwe verfehlen möchte, stotterte Schwester Anni: «Wie? — Die Armbinde? — Aha? — Ja, die Armbinde — die — die habe ich daheim gelassen.»

Das Fräulein an der Kasse blieb ruhig: «Soso, daheim gelassen. Sind Sie in einer M.S.A. tätig?»

Schon schnellte das Blut in Schwester Annis Kopf. Jetzt hing alles an einem Faden. Sie war *nicht* in einem Militärspital tätig, sondern privat. Das war klar. Wenn sie dies aber zugibt, kann sie nicht ins Theater und verfehlt die Lustige Witwe. Und wenn sie behauptet, sie arbeite bei den Soldaten, dann schwindelt sie, um nicht von «lügen» zu sprechen.

Der Entscheid fiel schnell:

«Ja.»

«So», sagte die Kassiererin, «sind Sie auch im ‚Schweizerhof‘?»

Prompt kam die Antwort:

«Ja, auch im ‚Schweizerhof‘.»

(Als Schwester Anni in ihrer Erzählung soweit war, verdeckte sie ihre Augen mit der Hand. Sie genierte sich nachträglich.)

Endlich erhielt sie also ihr Billett und entdeckte darauf, daß es — wahrhaftig, es war kaum glaublich — ein Logen-

platz war. Aha, der letzte Platz! Darum hatte die Kassierin so gezügert und darum wollte sie ausnahmsweise eine so genaue Auskunft wissen.

Bedrückt und sich keinesfalls mehr auf die Vorstellung freudig, wandte sich Schwester Anni damals von der Kasse weg. Hinter ihr stand ein Polizist. Es war der gleiche Polizist, der jeweils im Vorraum des Theaters Dienst hatte. Diesmal aber schien er — nach der Ansicht von Schwester Anni — die einzige Aufgabe zu haben, Schwerverbrecher festzunehmen und sie auf jeden Fall am Besuch der Vorstellung zu hindern.

Eigenartigerweise aber griff der Polizeimann nicht ein. Sie konnte ohne angehalten zu werden, ihre Loge betreten. Aber es war ihr, bei Gott, nicht wohl. Unruhig rutschte sie auf ihrem bequemen und unverdient billigen Fauteuil herum, drehte sich ständig um, in der rasenden Angst, der Polizist komme nun doch noch, und als endlich die Logentüre sich erneut öffnete und ein Oberstdivisionär hereintrat und sich ausgerechnet auf den Platz neben ihr setzte, war es um sie gänzlich geschehen. Das hatte ja gerade noch gefehlt! Ein Divisionär neben der Privatschwester mit M.S.A.-Billett! Und es war ausgerechnet der gleiche hohe Offizier, der am Nachmittag mit seiner Frau am Quai stehen blieb, um die beiden herzigen Buben, die Schwester Anni spazieren führte, betrachten zu können!

Von der Vorstellung selbst wußte sie nichts mehr. Ob es lustig gewesen sei und ob sie die Musik genossen habe, fragte ich sie. Sie konnte mir mit dem besten Willen keine Antwort geben. Trotzdem sie sicherlich in ihrem ganzen Leben nicht die 2½ Stunden Lustige Witwe vergessen werde, könne sie sich an nichts erinnern, was an diesem Abend auf der Bühne vor sich ging.

Immer noch heiß vor Angst und Scham gelangte sie endlich spät nach Hause. Und am nächsten Tag habe sie den Betrag, den sie zu wenig bezahlte, einem armen Mann geschenkt. Er sei etwas erstaunt gewesen, um so mehr, als sie sagte, es sei von der Lustigen Witwe.

Eine traurige, aber wahre Geschichte. Sie möge — wie's ihm Schulbuch steht — manchen eine Lehre sein.

Schon nach kurzer Zeit stand Trudy fertig angezogen in der Küche an der Arbeit.

«Wie soll der Kleine heißen...?»

«Fredy.»

«Fredy...?», rief das Mädchen erfreut. «Zum Andenken an Ihren toten Kameraden...? Das ist lieb von Ihnen, Herr Gerber. Welche Freude hätte er, wär es ihm vergönnt, dies mitzuerleben.»

«Nun habe ich noch eine wichtige Frage an Sie, Trudy. Ich stelle sie sowohl im Namen meiner Frau als auch in meinem eigenen.»

«Und die wäre?», fragte Trudy erstaunt.

«Ich... wir... ja, Trudy, das ist so eine Sache. Das Kinderhaben ginge noch an, wenn man nur keine Paten haben müßte. Kurz und gut, ich möchte Sie fragen, ob Sie dem Kleinen Gotte sein würden. Es soll keine Verpflichtung sein. Es ist, damit wir der kirchlichen Form Genüge leisten können.»

«Ich darf dem Kleinen Gotte sein...?» kam es zu Ruedis Erstaunen jubelnd von Trudys Lippen. «Wissen Sie auch, daß Sie damit meinen größten und längstgehegten Wunsch erfüllen...? Wie manchmal habe ich schon daran gedacht, wenn ich nur dem Kinde Gotte sein dürfte und ich habe, ich darf es Ihnen jetzt schon verraten, manchmal auch ein wenig dafür gebetet.» Sie pflanzte sich in ihrem Eifer und ihrer Freude groß vor Ruedi auf und sprach: «Das soll für mich keine Formsache sein, sondern ich nehme die Pflicht ernst... sehr ernst.»

Ruedi lachte. So leicht war er noch nie zu einer Gotte gekommen.

«Haben Sie schon einen Götli...?»

«Nein... eben nicht», antwortete Ruedi in komischer Ver zweiflung auf Trudys Frage.

«Ich wüßte einen.»

«Wen denn...?»

«Wachtmeister Hoch...!» Sie haben ihm einmal erzählt, wie sie eine Abfuhr erlitten, als sie für Ruedeli einen Paten suchten und als er wußte, daß Sie Zuwachs erwarten, sagte

er mir, wenn niemand dem kleinen Erdenbürger Pate sein wolle, tue er diesen Dienst gerne an Ihnen. Er möge sich nur nicht anbieten.»

«Das ist ja glänzend», rief Ruedi. «Hoch Götli, Sie Gotte. Ich wüßte niemand, der mir lieber wäre.»

«Gut, dann schreiben Sie ihm bald. Er wird sicher Freude haben.»

Als Ruedi drei Wochen später Lysel und den kleinen Fredy heimholen konnte, war eitel Freude im Haus. In jedem Väschen, das aufzutreiben war, standen Blumen, welche die Kleinen aus Wiese und Garten hereinbrachten, um das Haus zu schmücken auf Muttis Heimkunft. Das Bettlein des Kleinen war bekränzt und Trudy hatte es sich nicht nehmen lassen, alles bis ins Kleinste herzurichten. Den Kleinen aber schärfte sie ein, Mutti ja nicht anzustrengen, weil es sehr krank gewesen sei.

Mit strahlenden Augen standen sie an der Treppe, als Lysel kam. Aber als sie ihr die Hand gaben, da vergaßen sie die Ermahnungen Trudys und jedes wollte sich an die Mutter hängen. Erst als Ruedi den kleinen Fredy in Trudys Arme legte, ließen sie von Lysel ab und liefen mit dem Rufe: «Das Brüderlein... das Brüderlein», auf Trudy zu, das kleine Wunder zu bestaunen.

Am letzten Sonntag, ehe Ruedi wieder einrücken mußte, wurde die Taufe des kleinen Fredy gefeiert. Lysel hatte sich dank Trudys unermüdlicher Pflege schon gut erholt und Trudy strahlte vor Glück, als sie den Kleinen zur Taufe tragen durfte. Hoch war gekommen und nun saßen sie alle beisammen am festlich geschmückten Mittagstisch. Durch das offene Fenster strömte die warme Frühlingsluft und der Duft der Blumen im Garten. Lysel war erfüllt von stiller Freude. Nun war doch alles noch gut gekommen, wie sie sich's nie gedacht in den langen Winterabenden, da sie vergeblich auf ein Brieflein von Ruedi gewartet. Ruedi drückte Hoch dankbar die Hand und sprach: «Hab' Dank für Deine Kameradschaft, Hoch, daß Du meinem kleinen Buben Götli sein wolltest.»

«Ja, ja... man wächst halt zusammen in der langen Zeit eines Grenzdienstes», gab Hoch zur Antwort. «Wenn es auch Zeiten gab, da ich Dich lieber bei den Ohren genommen hätte,

HUMOR IN DER KOMPANIE

(Tatsächliches aus einer bernischen Schützenkompanie von Wachtmeister «Sturzenegger».)

21 Monate Aktivdienst schweißen eine Kompanie zu einem unteilbaren Ganzen zusammen. Die Bande der Kameradschaft sind derart fest, daß sogar der längste Urlaub sie kaum zu lockern vermag. In 21 Monaten passiert aber neben Unangenehm auch viel Lustiges und diese lustigen Begebenheiten sind es zumeist, die den daran Beteiligten gewisse Spitz- und Uebennamen eintragen, unter denen sie dann in der Kompanie bekannt sind. Andererseits aber kann auch eine bestimmte Eigenart oder die Funktion eines Kompanieangehörigen zu einem treffsicheren Ulnamen führen. Da kommt es sogar vor, daß neu in die Einheit eingetretene Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten erst die Uebennamen kennenlernen und sich oft längere Zeit nur mit deren Gebrauch zurechtfinden können.

Obschon wir alle einhellig unsern Hauptmann als einen vorbildlichen Offizier achten und schätzen, nennen ihn die Mannen den «Gampelen-Gefler», weil er Gampelen als seinen Heimatort nennt, oder auch «Hüttenwart», weil er selten in Urlaub fährt. Warum einer der Zugführer «Kasimir» heißt, war nie recht herauszufinden. Hingegen steht fest, daß sein zweiter Uebename «Trämeler» darauf zurückzuführen ist, weil er einst, statt des SBB-Bahnhofes (wie der Befehl lautete) einen Tram-Bahnhof besetzte. Der Feldweibel wird zum «Feldräuel» oder «Geifminüfa», weil er auf neunzig Prozent aller Fragen «Geht-mich-nichts-an» zu antworten pflegt. Dann haben

wir als Wachtmeister die «Tante He» — der Mann schiebt beim Sprechen dauernd ein «He» zwischen die Sätze und den Wachtmeister «Sturzenegger», der einmal mit viel Glück beim Schanzen vom Gerüst gefallen ist. Einen der Korporale kennt man unter «Bieri-Pumpe» — dessen Vater betreibt eine Pumpenfabrik und der Sohn versucht dieselben in der Kompanie anzupreisen. Ein Schütze, der in Zürich wohnt, wird «Chräis äis» (Kreis 1) benannt und der älteste Soldat im 1. Zug der «Drättli». Die jüngsten Schützen sind die «Buebe», die vornehmlich zur Faßmannschaft kommandiert werden. Schütz Kummli ist ein flotter Kamerad, aber mithin etwas aufgeregt und heißt deshalb «Krawall-Godi» oder «Schütz U-Chumli». Der gemütliche, rosenfarbene Leibundgut wird kurzweg «Noppi» benannt und der oft jähzornige Käru «Schnällzug-Kari» — weil ihm die Fassung durchgeht wie ein Schnellzug. Der Mann in der Soldatenstube ist der «Beizer» oder «Jazz». Der politisch und militärisch durch und durch beschlagene Schütz Weinmann wird zum «Weygand» und da er auf Amerika große Stücke hält, noch zum «Amerika-Hilf». Im Zivil ist der Mann Konditor, also «Tortenfräser». Schütz Sommer ist der «Sömmer-Well» (Summer Wells). Der Korporal Manrau aber ist bekannt unter «Kaplan Morane». (Kpl. = Kaplan.) Wachtmeister Fuchs muß sich gefallen lassen, daß man ihm «Reinecke» sagt und da er sein Zimmer bei der Familie Christina hat und er des Französischen nicht allzu mächtig ist und deshalb dauernd «Christiania» sagt, ist ihm auch das geblieben. Ein Schütze wird zum «Segelflieger», weil er diesen Sport einst heftig

befürwortete. Schütze Leist hat einen «Fallschirm» am Rücken oder einen «Hogerücken» und infolgedessen eine «Nufgipfel-Postur». Den Küchenmann Hausi kann niemand photographieren, weil er zu dick ist und man infolgedessen das Photoalbum nicht mehr zuschließen könnte. Ein Schütze, der einst mit einem Lmg als Fliegerabwehr postiert war, meldete dem Hauptmann seine «Flak» und heißt seit jenem Vorfall für immer so. Ein etwas umständlicher und komplizierter Kamerad, im Zivil Sattler, ist in der Kompanie bekannt als «Fastgar-Sattler» oder «Gottes-Wille-Sattler». Max Leuenberger besorgt die Post und heißt deshalb «Post-Mäxu». Im 2. Zug hat einer eine etwas untersetzte Statur und figuriert deshalb als «Chlämmerli-Sack» in der Kompaniesprache. Der etwas zu klein geratene Schütz B. ist die «Frühgeburt» und der stets zum Sprechen aufgelegte Trainsoldat H. der «Laveri». Der großgewachsene, «rotfannige» (schlank und rötlich-blonde) Born heißt allgemein «Geifrück». Dem Sanitäter ruft man «Jodius» und dem Burkhalter dreht man den Namen um in «Bockhutter». Einen lang und dünn gewachsenen Offizier kennt man unter dem Namen «Bataillons-Putzstock». Dann haben wir weiter den wieselflinken «Tarzan» und einen Coiffeur, der auf der Polen-Wacht die Polen rasierte, wurde zum «Internierten-Schaber». Gfr. Schärer vom Kdo.-Zug heißt seines väterlichen Wesens wegen «Bäppu» und einem Metzger ruft man «Servalat-Gießer». Schütz Küpfer hat einen richtigen Bernerschädel und da er von Bickigen kommt, ist er der «Bickigen-Chürbs». Der Witschi ward zum «Whisky» und Dreyer, der zu Hause einen Käfig mit

so wußte ich doch, daß Du ein grader Kerl bist, der sein Herz auf dem richtigen Fleck hat. Und das sage ich Dir, eine liebere Gotte hättest Du mir nicht bringen können als Trudy, die uns den ganzen Winter so selbstlos betreut hat. Wahrhaftig, es ist gut, daß ich nicht mehr ledig bin, sonst würde ich für nichts garantieren.»

«Ach was, Herr Hoch», lachte Trudy, der eine sanfte Röte ins Gesicht gestiegen war, «das sagen Sie jetzt, wo Sie längst im sicheren Hafen gelandet sind. Worte sind billig, wenn sie keine Verpflichtung enthalten.»

Hoch legte die Hand auf Trudys Schulter und sprach: «Trudy, ich habe eine gute Frau und daß auch Sie einmal eine gute Frau werden, wenn der Rechte kommt, das weiß ich.»

«Dann will ich eine Stube voll Kinder haben und ihr beide müßt Götti sein.»

«Gut, abgemacht. Auf das stoßen wir an», rief Hoch und hob sein Glas.

«Und zum Andenken an den verstorbenen und auf das Glück des kleinen Fredy», antwortete Ruedi.

«Und ich stoße an auf das Wohl aller Mütter», sprach Trudy. «Sie sind die stillen Heldinnen des Lebens, die ohne Lärm und Klage der Heimat den größten Dienst leisten. Sie erziehen die Knaben zu rechten Männern, die Mädchen zu braven Frauen, nachdem sie ihnen unter Schmerzen das Leben gegeben haben. In den guten Müttern liegt die Zukunft des Landes, darum ist es wohl am Platz, auf ihr Wohl anzustoßen.»

So klangen die Gläser zusammen und gaben einen reinen, glockenhellen Ton von sich. Es war ein stilles, schönes Fest, die Taufe des kleinen Fredy.

Als Ruedi wieder zur Truppe zurückkehrte, war auch in Irgendwo der Frühling eingekehrt. Die Bäume standen in vol-

ler Blüte und der Schnee hatte sich weit in die Berge zurückgezogen, die wundersam glühten, wenn der Abend ins Tal sank. Am ersten Abend lenkte Ruedi seine Schritte dem Friedhof zu, Fredys Grab zu besuchen. Friedlich lag die Stätte der Toten im Abendschein und auf den Gräbern waren die Blumen erwacht. In aller Stille hatten die Kameraden unter Hochs Leitung aus den Steintrümmern des Stollens Fredy ein einfaches aber eindrucksvolles Grabmal errichtet. Aus den ungefügigen Steinen, die sich trotzig zu einem Ganzen gefügt hatten, glänzte Fredys Name und die Worte: «Tapfer und treu.» Lange stand Ruedi vor dem Grabe, das ein Meer von Blumen bedeckte. Es war Mutter Hengartners Werk.

Ja, tapfer und treu war er, der gute Fredy. So hatte er gelebt, so war er gestorben. Armer, guter Kamerad.

Ein Windstoß fuhr durch die blühenden Bäume an der Friedhofmauer und schüttete eine Wolke von zarten Blütenblättern über das Grab. Drunten auf der Straße ließ sich das Rattern eines Fuhrwerkes vernehmen. Ruedi schaute in Gedanken versunken hinunter und sah eben noch, wie ein Wagen mit alten, unschönem Hausrat beladen zum Dorfe hinausfuhr. Um das Fuhrwerk herum rannte aufgeregt eine alte Italienerin und sprach gestikulierend vor sich her. Dann rief sie den drei Mädchen, welche der sonderbaren Fuhrer folgten, etwas zu. «Bardinis», blitzte es auf in Ruedis Kopf. Da hörte er das spöttische Lachen Gildas, das ihm die letzten Zweifel raubte.

Der Boden von Irgendwo war diesen Leuten zu heiß geworden, nachdem das Kommando den Soldaten bei Strafe verboten hatte, jenes Haus zu betreten. Ruedi sah hinaus an die Berge, die im letzten Schein des Tages glühten, während das Rattern des Fuhrwerkes im lauen Abend verklang.

Ende.